Beschreibung einer kurzen Reise nach dem Marowyne oder Maroniflusse - dem Grenzflusse von Surinam und Cayenne -, den Wasserfällen von Armina und Meriancreek

Autor(en): **Spitzly, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft**

Band (Jahr): **30 (1888-1889)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-834639

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

III.

Beschreibung einer kurzen Reise

nach dem

Marowyne oder Maroniflusse — dem Grenzflusse von Surinam und Cayenne —, den Wasserfällen von Armina und dem Meriancreek.

Unternommen im September und October 1888

von

Dr. J. Spitzly.

Mit einer Kartenskizze.

Unsere Gesellschaft, bestehend aus Herrn van Doorn, dem Procureur-General von Surinam, seiner Frau, Herrn und Frau Siewiertz van Reesema und mir, verliess Paramaribo am 26. September 1888 kurz nach 12 Uhr Mittags mit dem Gouvernementsdampfer „Curaçao", einem bequem eingerichteten Boote von ungefähr 420 Tonnen, das öfters für den Maildienst zwischen der Hauptstadt von holländisch-Guiana und Georgetown in Demerara benutzt wird. Diesmal ging es nach Osten, nach dem schönen Marowynefluss und den entfernten Wasserfällen von Armina.

Da diese Reise (oder eigentlich die Reise des Procureur-General von Surinam) einen officiellen Charakter hatte und wir andern Passagiere mitfuhren als eingeladene Gäste des Herrn van Doorn, hatte der Gouverneur von Surinam unserm Gastgeber den wohlausgerüsteten Dampfer zur Verfügung gestellt. Es war für uns ein enormer Vortheil, ein bequemes und in allen Beziehungen zweckmässig eingerichtetes Boot und an der Spitze der Mannschaft einen Mann von vielbewährter Erfahrung, grosser Ausdauer und Courage zu haben, dem die Gefahren und Schwierigkeiten des Marowyne-

flusses bekannt waren. Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, dass die Reise des Herrn van Doorn zu unserer allgemeinen Befriedigung ausfiel und dass wir im October wohlbehalten nach Paramaribo zurückkehrten, ohne während unserer Expedition mit einem unglücklichen Zwischenfalle beschert worden zu sein, ausgenommen, dass die „Curaçao“ bei der Insel Portal auf eine Sandbank fuhr, welcher Umstand aber nur unserm verehrten Capitän de Boer einige schlaflose Nächte verursachte und der Schiffsmannschaft während mehrerer Tage eine angestrengtere Thätigkeit auferlegte.

An diesem Platze wird es nöthig sein, auf politisches Gebiet zu treten und zu erwähnen, dass der Procureur-General vom Gouverneur den Auftrag hatte, nach dem Marowyne zu reisen, um im Verein mit dem Procureur von Cayenne einige Militärposten an geeigneten Stellen anzulegen. Diese Stationen sollten zur Bestimmung haben, beiden Regierungen (der französischen und holländischen) die Mittel in die Hand zu geben, die unerlaubten Expeditionen von räuberischen Goldsuchern von der surinamischen sowohl als der cayennesischen Seite des Flusses zu controlliren, und zu verhindern, dass die Goldmarodeurs von den Ansiedelungen am untern Laufe des Maroni nach dem obern Laufe des Flusses, dem Tapanahoni, der Lawa mit ihren zahlreichen, goldführenden Creeks und hauptsächlich dem noch neutralen Territorium, zwischen den zwei letztgenannten Flüssen gelegen, gelangen. Unser Ziel war desshalb, den Maroni hinauf so weit wie möglich zu fahren, um geeignete Stellen für Besatzungsposten aufzufinden. Wir verliessen Paramaribo* gerade zur Zeit der Ebbe und langten nach kurzer Fahrt bei Fort Amsterdam an, dem Hauptartillerieposten Surinams an der Vereinigung des Surinam- und Commewyneflusses. Hier

* Vergleiche die vorstehende Kartenskizze.

wurde für kurze Zeit geankert; denn Herr van Doorn hatte den weisen Plan gefasst, den kürzlich ernannten Buschnegerhäuptling des Tapanahoni- und Cotticagebietes, welcher auf einer Reise nach der Stadt begriffen war, um dem Gouverneur von Surinam seine Anhänglichkeit an die holländische Regierung durch das Leisten eines Eides zu bezeugen, ohne welche Formalität er sich in seiner Stellung als Häuptling nicht bestätigt gefühlt hätte, zu überreden, mit uns die Reise zu machen. Wir glaubten, wenn es uns gelingen würde, König Oseisi mit seinem Adjutanten für die Reise zu gewinnen, so hätten wir später keine Schwierigkeiten, Buschneger zu finden, um uns über die Fälle von Armina zu geleiten, und würden wir sonstige Informationen erhalten, welche schwierig zu erlangen wären. Nach anderthalbstündigem Warten bei Fort Amsterdam liess sich der grosse Oseisi, dem wir durch einen Dolmetscher unsere Wünsche mitgetheilt hatten, mit einem Geleite, bestehend aus zwei Capitäns und zwei Bedienten, blicken. Einer der Capitäns war dem Procureur-General bekannt als der Häuptling des Cotticaflusses. Er trug den Namen des Dorfes, wo er hauptsächlich wohnte, und hiess „Broko hammaka“ oder gebrochene Hängematte. Der König und seine Adjutanten waren in europäischer Kleidung, aber hatten um Hand- und Fussgelenke zahlreiche, schwere, messingene Ringe und trugen um den Hals künstlich verfertigte Zierrathen von Baumwollschnüren und Kaurimuscheln, welche sie *Obias* nennen und welche als Amulette dienen. Die zwei Dienstboten, von denen der eine an einer hässlichen Abnormität des einen Nasenflügels litt, waren fast ohne Kleidung. Sie trugen nur eine Schnur um die Lenden, an welcher ein buntes (roth oder gelbes) baumwollenes Tuch befestigt war, das *Kamisa* genannt wird. Beide trugen Obias und hatten ihr Haar auf

eine eigenthümliche Weise geflochten und zusammengeknöpft. Alle diese Buschneger bewegten sich auf eine würdevolle Weise, und nach ihrer Ankunft an Bord setzten sie sich ohne Einladung in die bequemsten Schaukelstühle und tranken den ihnen gereichten Wein und Branntwein in grossen Zügen, wie wenn ihnen das alles ganz geläufig wäre. Da es in unserm Interesse lag, diese Wilden bei uns zu behalten, so wurde ihnen, in gastronomischer Beziehung wenigstens, kein Wunsch versagt, und dies war, glaube ich, der Hauptgrund, dass sie sich dazu entschlossen, während der ganzen Fahrt bei unserer Gesellschaft zu bleiben.

Nun wurde der Anker wieder gelichtet, und fort ging es der Mündung des Surinam- und Commewyneflusses zu, vorbei an den verschiedenen Booien, dem Braamspunt und dem Lichtschiff. Die wogende See und die schweren Windstösse waren bald die deutlichsten Zeichen, dass wir uns im Atlantischen Ocean befanden und längs der Küste nach Osten, der Strömung des Amazonenstromes entgegen, fuhren. Capitän de Boer hoffte, wir könnten vielleicht in die Mündung des Marowyne während der Nacht eindringen; indessen war dies nicht möglich; denn als wir Kaimans Hoofd — eine vorspringende Landzunge am westlichen Mündungsufer — erreichten, war es gerade Ebbe, und unglücklicherweise fuhr unser Kiel auf eine der zahlreichen Schlammbänke, gegenüber Galibi, einem Beobachtungsposten an der holländischen Seite, wo ein Leuchtthurm sich befindet. Herr van Doorn machte von diesem gezwungenen Halte Gebrauch, um Galibi einen Besuch abzustatten und den Leuchtthurm zu besichtigen. Er brachte einige Naturalien mit an Bord zurück: einige Fruchtkapseln von der Grösse und Form einer Banane, welche mit schwarzen Samen gefüllt waren, umgeben von einem Stoffe ähnlich der Seide des Seidenwollenbaumes (Bombax

ceiba). Auch hatten ihm die Wächter vom Leuchtthurm das Fell eines in der Gegend häufigen Affen (Callithrix sciurea) gegeben. Die Küstengegend an der Mündung des Maroniflusses ist eine wilde, mit Palmen und dichtem dornigem Gestrüpp bedeckte Ebene. Hier sah man ganze Wälder von Awarà-Palmen (Astrocaryum aculeatum) mit den grossen aufrechten Fruchtständen. Stachelige Solaneen bildeten einen besonders charakteristischen Theil der Pflanzenwelt dieser unzugänglichen Gegend. Papageisorten, Jaguare und Tigerkatzen sollen hier häufig sein.

Während der Nacht des 27. September wurde die „Curaçao" wieder flott, und am Morgen des 28. bekamen wir den holländischen Militärposten Albina und die Deportirtenstation St. Laurent an der französischen Seite des Flusses in Sicht. Herr van Doorn hatte seinen officiellen Geschäften auf St. Laurent nachzugehen und verliess uns, um den Procureur-General von Cayenne aufzusuchen. Die andern liessen sich bei Albina an's Land setzen und besichtigten die wenigen Gebäude, aus denen der Ort besteht. Zwei grosse Waarenlager — eines einem Deutschen, Herrn Düttenhofer aus Stuttgart, das andere einem Chinesen angehörend — bilden das Centrum der Ansiedelung, die vor etwa 50 Jahren von einem Deutschen, dem bekannten Reisenden Kappeler, angelegt worden war. Um diese gruppiren sich die Wohnhäuser des Herrn Scheuerlen und des holländischen Beamten des Marowyneflusses, Herrn McIntosh, dann einige Dutzend Hütten von den Blättern der Pinapalme (Euterpe oleracea) und Bambus verfertigt. In diesen Hütten wohnten die Arbeiter der Firma Düttenhofer, welche eine Goldwäscherei, etwa zwei Stunden weit von dieser Ansiedelung, besitzt. Einige Soldaten und Polizeibeamte waren auch in Palmhütten untergebracht. Die Manier, diese Hütten zu bauen, ist von

den eingebornen Indianern entnommen. Obgleich sehr einfach in Construction, sind dieselben doch absolut wasserdicht und verleihen genügenden Schutz sowohl gegen Sonnenhitze als Sturzregen. Beim Besuche der Waarenlager trafen wir in denselben zahlreiche Buschneger oder Aukas an, welche schon von der Ankunft ihres Häuptlings Oseisi gehört hatten und gekommen waren, Geschenke für ihren König einzukaufen. Herr Scheuerlen zeigte uns sehr bereitwillig verschiedene Sorten von eisernen und messingenen Zierrathen, die von den Buschnegern besonders gesucht sind. Als Tauschgegenstand werden meistens harte und kostbare Holzarten von ihnen mitgebracht. Wir erhielten hier einige sehr interessante ethnologische Gegenstände, so z. B. eine grosse Anzahl thönerner Gefässe von verschiedener Form, wie sie von den Caraiben des Maroni verfertigt werden; dann auch indianische Schmuckgegenstände, wie Arm- und Halsbänder von dem Holze und dem Samen von Palmen. Ich bekam auch eine enorme Hängematte, aus den Fasern einer Liane geflochten, welche, wenn gehörig zwischen Baumstämmen ausgespannt, im Stande ist, eine ganze Familie aufzunehmen. Diese Gegenstände wurden an Bord befördert, und dann gingen wir zu Fuss dem Ufer entlang nach einer indianischen Ansiedelung, etwa eine halbe Stunde von Albina entfernt. Wir fanden fast alle Leute in ihren Hängematten liegend und mit Nichtsthun oder mit dem Rauchen von langen Cigaretten beschäftigt. Diese Indianer nannten sich „Cribisi“ oder Caraiben und waren schöne Typen. Die meisten der kurzen, gedrungenen Gestalten hatten ihre Arme und Beine bemalt mit jenem rothen Farbstoffe, der in den Samen der Rucupflanze (Bixa Orellana), welche sie Cusuwé nennen, enthalten ist. Obgleich ich mir grosse Mühe gab, ethnologische Gegenstände von ihnen zu erhalten, konnte ich doch nur einiger

Bogen und Pfeile habhaft werden. Wir hatten vor, noch ein zweites Kamp am Kwerimancreek zu besehen; aber die Sonnenstrahlen brannten so fürchterlich, dass wir es nicht wagten und uns sobald als möglich durch indianische Knaben nach Albina zurückrudern liessen. Während des Nachmittags wurde die französische Seite des Flusses besucht. St. Laurent liegt gegenüber Albina etwas der Mündung des Maroni zu. Es ist dies die grösste Sträflingsstation an diesem Flusse. Die Zahl der Déportés schwankt zwischen 1500 und 2000. Unter ihnen findet man Menschen von jedem Alter, Glauben, Beruf und Race. Gross ist die Zahl der Araber aus Algerien, und man erblickt auch viele chinesische Typen, welche zum grössten Theil den Anamiten angehören; aber auch Deutsche, Holländer, Italiener und Engländer sind durch ihren Unstern an diesen schauerlichen Platz zu einem qualvollen Dasein verbannt worden. Der Procureur-General von Cayenne, Maximilien Liontel, der Sohn einer Negersclavin, hatte für Kutschen gesorgt und geleitete uns durch St. Laurent nach St. Maurice, einer dem Gouvernement gehörenden Zuckerplantage, auf welcher allein von Déportés gearbeitet wird. Unsere Wagen waren mit Maulthieren bespannt, welche während der ganzen Fahrt im Galopp über die sonnenverbrannten, mit heissem Staube bedeckten, röthlichen, aber sehr gut angelegten, breiten Fahrstrassen liefen. Unsere Kutscher waren Araber aus Algier. Auf dem Wege nach St. Maurice fuhren wir an verschiedenen Hütten von Déportés vorbei, die umgeben von Gemüsegärten nett und sauber aussahen. Hier wohnen Sträflinge, welche ihre Zeit schon abgedient haben, aber noch eben so lang unter polizeilicher Controle ihr Dasein fristen müssen, als ihre wirkliche Strafzeit gedauert hatte. Dieser Theil der Bevölkerung St. Laurent's lebt freilich sozusagen auf freiem Fusse; aber die geringste

Insubordination bringt die schwersten Strafen und die strengste Aufsicht nach sich. Selbstmorde kommen dann öfters vor nach wiederholter Züchtigung.

Wir erreichten St. Maurice noch bei Zeiten, um die Einrichtung und die Arbeiter an ihren verschiedenen Posten besichtigen zu können. Das Zuckerrohr, welches in der Nähe der Gebäude angepflanzt wird, schien uns, die wir an das üppigste Wachsthum dieser Pflanze, welches man sich überhaupt vorstellen kann, gewöhnt waren, zwerghaft und armselig zu sein. Eine Rhumdestillation befand sich auch in St. Maurice, und es wurde uns bei unserer Rückkehr nach St. Laurent ein Fässchen geschenkt, über dessen Inhalt ich mir später in Paramaribo von Kennern dieses Artikels ein richtiges Urtheil geben liess, welches leider nicht besonders günstig für das Product von St. Maurice ausfiel. Auf der Rückfahrt nach der gastfreundlichen Villa des schwarzen Procureur-General hielten wir bei einem Bauernhof an, wo auf Kosten des Gouvernements Milchwirthschaft betrieben wird. Die Knechte waren französische Déportés; die Stallungen waren geräumig und sehr gut ventilirt; die Kühe von guter Race schienen trotz des schlechten und groben Futters gut zu gedeihen. Diese Einrichtung versieht St. Laurent und hauptsächlich das dortige Hospital mit frischer Milch. Den Rest des Weges nach St. Laurent legten wir auf einer breiten Fahrstrasse, welche zu beiden Seiten von stämmigen Mangobäumen eingefasst ist, zurück, deren überhängende Aeste, mit grüngelben, saftigen Früchten beladen, uns vor den Strahlen der untergehenden Sonne vollständig beschützten. Die Franzosen scheinen ihre Liebhaberei zur Anlage von Alleen auch nach ihren entfernten Colonien mitgenommen zu haben; denn auch um die Stadt Cayenne kann man meilenweit unter schattigen Mango- und Acacienbäumen wandeln.

Sogar künstliche Wälder von Cocosnusspalmen und der Königspalme (Maximiliana regia) befinden sich an der Seeküste in der Nähe der Stadt Cayenne, und im Centrum der Stadt, gegenüber dem Hause des Gouverneurs, steht ein grosser Palmenhain. In Paramaribo waren früher die meisten Hauptstrassen mit Orangenbäumen bepflanzt; jetzt hat man nur zwei kurze Alleen von Tamarinden- und Mahagonibäumen in der Stadt selbst, während in der Umgebung schattige Alleen sozusagen unbekannt sind.

In der Villa unseres Gastgebers war es angenehm kühl. Vom Flusse her wehte der Wind, der unsere erschlafften Glieder kühlte und unsern Appetit zum bevorstehenden Mahle schärfte. Ehe wir uns zur Tafel setzten, machten wir die Bekanntschaft des Herrn Berthouin, eines alten französischen Offiziers, der 14 Jahre in Algier zugebracht hatte und der die verantwortliche Stellung eines Commandant supérieur von St. Laurent und seiner Dependenzen bekleidete; dann des Befehlshabers der Truppen, Capitän Balthasar, des Chefs vom Hospital, Dr. Parnet und der Herren Delrieu und Paix, Beamte von Cayenne und Mana, einer Deportirtenstation in der Nähe von St. Laurent. Die Unterhaltung geschah in französischer Sprache, und wir von der holländischen Seite des Maroni mussten uns anstrengen, alle unsere gallischen Kenntnisse, die in der Zwischenzeit etwas rostig geworden sein mochten, wieder in den Vordergrund zu ziehen und glänzen zu lassen.

Am Morgen des 29. September brach unsere Gesellschaft auf, um die Wohnstätten der Sträflinge, das Gefängniss, das Krankenhaus und die Capelle zu besichtigen. Im Spitale, das nicht weit von dem Landungsplatze gelegen, fanden wir Dr. Parnet und seine Assistenten in der Apotheke thätig. Mit ihnen durchwanderte ich die verschiedenen Krankensäle.

die an Reinlichkeit und Ordnung nichts zu wünschen übrig liessen, Dank der fleissigen Fürsorge der Sœurs de charité, welche in dieser Anstalt als Pflegerinnen fungiren. Die Zahl der Kranken belief sich auf etwa 150, von welchen die meisten Déportés waren. Dr. Parnet zeigte mir einen Fall von fièvre paludienne fulminante, welche sehr gefährliche Form von Malaria allein durch häufige subcutane Injectionen von Chininum sulfuricum zu bekämpfen sei, da der Process sehr rasch verlaufe und von diesem Fieber Heimgesuchte meistens in 24 bis 36 Stunden dahinsterben. Ich kann mich nicht erinnern, während eines mehr als fünfjährigen Aufenthaltes in Paramaribo und fast täglicher Beobachtung und Behandlung von Fällen von Malaria in ihren verschiedensten Formen und bei den verschiedensten Racen jemals der oben genannten Form begegnet zu sein. Den Berichten der französischen Aerzte zufolge muss ihre Seite vom Maroni besonders ungesund und von Malarien heimgesucht sein, während merkwürdiger Weise unsere Seite als sehr gesund gilt. Die Theorie, dass Flüsse die Verbreitung von Malaria verhindern können, scheint hier in eclatanter Weise sich bewährt zu haben.

Von dem Hospital und seinem schattigen, mit einer Unzahl von tropischen Fruchtbäumen bepflanztem Garten ging es nach einem umzäunten, von keiner Art von Pflanze beschatteten, grossen viereckigen Raum, in welchem lange Reihen von auf hohen Pfählen gebauten hölzernen Gebäuden standen. Diese Blockhäuser ruhen etwa 10 Fuss über dem Boden auf vier schweren Stützen. Zum Eingange derselben führt eine Leiter, und von beiden Seiten der thürähnlichen Oeffnung laufen zwei starke Stangen von hartem Holze, zwischen denen Stücke von Segeltuch gespannt sind, welche die Ruheplätze der Sträflinge vorstellen. In jedem Ge-

bäude befinden sich 24—36 solcher Hängematten. Es herrscht die löbliche Regel, Déportés von derselben Race beisammen wohnen zu lassen. So ist es möglich, dass diese Unglücklichen sich wenigstens noch mündlich unterhalten und Pläne zur Flucht aus diesem geist- und leibtödtenden Gefängnisse schmieden können. Arabern ist es schon geglückt, von St. Laurent nach Demerara zu entfliehen und von da aus nach Europa und ihrer Heimat zurückzukehren. Oefters geschieht es aber auch, dass Canoes mit halbverhungerten Déportés von französischer und arabischer Race in den dem Maroni angrenzenden Flüssen auf surinamischem Gebiet aufgefangen und die Insassen in das Gefängniss nach Paramaribo gebracht werden, bis sich Gelegenheit zur Auslieferung bietet.

Das Gefängniss wurde auch noch kurz besichtigt. Hier werden allein gefährliche und widerspenstige Déportés in Verwahrung gebracht. Jeder, der das Löwen-, Tiger- und Leopardenhaus eines zoologischen Gartens gesehen hat, kann sich eine Vorstellung machen von der Art des Käfigs, der als Gefängnisshaus der Déportés auf St. Laurent dient. Uns, die wir im Allgemeinen ungewohnt waren, selbst den verworfensten homo sapiens auf solch erniedrigende Weise behandelt zu sehen, schauderte es bei dem Gedanken an die Möglichkeit, dass ein Mensch durch eigene oder vielmehr durch die Schuld unglücklicher Umstände zu der Stufe hinuntersinken könne, welche selbst von den intelligentern Thieren überschritten wird; wir wandten uns mit Abscheu von diesem höchst peinlichen Anblick ab und waren froh, als wir die hohe Pforte der Umzäunung erreicht und passirt hatten.

In der Nähe des Hospitales angelangt, betraten wir einen schönen Garten, in welchem die alte Capelle von St. Laurent sich befindet, deren Inneres wohl ausgestattet ist mit hübsch

polirten Bänken und Sitzen und einem Altar beladen mit grossem Crucifix, massiven silbernen Leuchtern und einer reichgeschmückten Figur der Virgo immaculata. — So endete unsere Rundschau von St. Laurent. Ich will hier beifügen, dass die Mittagstemperatur im Schatten zwischen 87° und 90° Fahrenheit (ungefähr Bluttemperatur) schwankte, dass wegen der lange andauernden Trockenheit die Kräuter und Blätter der Sträucher ein braunes, verdorrtes Ansehen hatten, der Staub überall auf den Strassen zolltief lag und auf den freien Plätzen und Wegen tiefe Risse und Spalten zu sehen waren. Der Chef des Spitales, Dr. Parnet, rieth uns sehr an, eine Insel, einige Meilen höher den Fluss hinauf an dem französischen Ufer gelegen, zu besuchen, um die Rucuplantage und die Sammlungen des Besitzers, eines eifrigen Entomologen, zu besichtigen. Die Aerzte in St. Laurent beschäftigen sich in ihrer freien Zeit mit Jagd und Sammeln von Naturalien. Ich sah im Hause meines Collegen eine reiche Sammlung von Vogelbälgen, hauptsächlich von Papageien, Kolibris und Pfefferfressern, ebenso hatte der emsige Sammler einige Häute von schönen Riesenschlangen (Boa murina und B. constrictor) in seinem Studirzimmer ausgespannt.

Um die Insel Portal zu erreichen, mussten wir noch eine ziemliche Strecke stromaufwärts fahren, an einigen bewaldeten Inseln und vielen Sandbänken vorbei. Des letztern Umstandes wegen wollte unser Capitän nicht recht an's Werk; indessen, nachdem wir einen Lootsen von St. Laurent erhalten, liess er sich endlich überreden und fuhr bedächtig, fortwährend Tiefenmessungen nehmend, an den Inseln vorbei, bis wir Portal in Sicht hatten. Noch in der Idee, die „Curaçao“ sei glücklich am Ziele der Reise angelangt, fühlten wir einen leichten Stoss und im nächsten Moment waren alle überzeugt, dass Capitän de Boer sich nicht ohne Grund geweigert

hatte, die Reise zu unternehmen. Wir waren nämlich auf eine der vielen Sandbänke des Marowyne gefahren; ob und wann wir aber wieder loskommen würden, war eine Frage, die uns alle sogleich lebhaft beschäftigte. Da sämmtliche von der Mannschaft angewendete Mittel, um dem Schiffe eine starke Vor- oder Rückwärtsbewegung zu geben, nichts fruchteten, glaubten wir, das Beste sei, mit weitern Experimenten zu warten, bis die Fluth uns zu Hülfe käme, und in der Zwischenzeit unsere Tour nach Portal zu unternehmen. Eines unserer Rettungsboote brachte uns in kurzer Zeit dahin. Der Besitzer der Insel, Herr Barre aus Paris, erwartete unsere Gesellschaft am Landungsplatze und versicherte uns, wir würden in einigen Tagen mit Hülfe der Springfluth wieder flott werden; inzwischen sollten wir eine Tour durch die Insel machen und die der Insel gegenüberliegende Deportirtenstation St. Jean besuchen, wo ein Versuch zur Anlage von Gemüsegärten in grossem Massstabe gemacht worden sei.

Die Rucupflanze oder Bixa Orellana, welche Herr Barre wegen des in den Samen der Fruchtkapsel enthaltenen rothen Farbstoffes (Orleans-Roth) im Grossen anpflanzte, bedarf hier vielleicht einer kurzen Beschreibung. Sie ist ein schlanker Baum ungefähr von der Grösse und dem Habitus des Kattunbaumes (Gossypium?) und ist einheimisch in Guiana; man sieht sie in fast allen Gärten in Surinam, Cayenne und Demerara. Die Zweige sind nicht sehr zahlreich, die Blätter, ungefähr von der Grösse einer kleinen Hand, sind herzförmig mit scharfer Spitze und dünner Textur. Die Blüthen sitzen in Trauben am Ende der Aeste und sind von der Form und Grösse von Apfelblüthen; sie haben eine schöne, dunkelrosenrothe Farbe. Die Frucht, eine zinnoberrothe, längliche Kapsel, hat die Form jener von Datura Tatula, ist aber bedeutend grösser. Die Fächerscheiden der Kapsel sind voll

von weichen kleinen Samen, welche einen intensiv rothen Saft enthalten, der ausgepresst und getrocknet das kostbare Orleansroth darstellt. Die Gebäude, in denen jener behandelt und eingedickt wird, hatten wir nicht den Muth zu besuchen, des unausstehlichen Geruches wegen, der den hölzernen Trögen entströmte, in denen der Saft sich befand. Nachdem wir die Pflanzung gesehen, zeigte uns Herr Barre seine sehr ausgedehnten entomologischen Collectionen, die er während vieler Jahre emsigen Sammelns zusammengebracht hat. Fast alle seine Exemplare stammen von der Insel selbst her, aber er besitzt doch alle die grossen, brillant gefärbten Coleopteren und Lepidopteren, die man so häufig in Sammlungen aus Brasilien oder Surinam sieht. Obgleich unser Entomologe nicht wissenschaftlich gebildet ist, hat er doch eine grosse Bibliothek, in welcher alle Werke neuesten Datums, die sich ein südamerikanischer Sammler nur wünschen kann, zu finden sind. Seine Lepidoptera bewahrt er in einem gut verschlossenen entomologischen Cabinet, und die Coleoptera befinden sich in Blechbüchsen, welche in eine hermetisch verschliessbare Kiste passen. Als Desinficiens macht er von Acidum carbolicum und Alkohol auf Watte Gebrauch, gegen Schmarotzer wird Naphthalin verwendet.

Bei unserer Ankunft auf der Insel hatte ich bemerkt, dass die Arbeiter des Herrn Barre, welche meistens ostindische Coolies waren, physisch schwach und kränklich aussahen. Die Leute litten, wie Dr. Parnet mir mittheilte, sehr von Malaria, wie überhaupt diese Pest auf allen Ansiedelungen des östlichen Ufers des Maroni sehr stark verbreitet ist. Ueberall, wo wir hinkamen, wurde uns dasselbe geklagt. Ich glaube aber, dass auf Portal der Grund des schlechten physischen Aussehens der Arbeiter eher in der verpesteten Luft, welche die Arbeitsräume erfüllt, zu suchen ist, als in der sonst

günstigen Lage der Insel. Während wir auf Portal beschäftigt waren, machte die Mannschaft unseres sonst schwimmenden, jetzt leider festsitzenden Hotels grosse Anstrengungen, die „Curaçao“ wieder flott zu kriegen, und wurde von St. Laurent ein eiserner Punt (ein flaches Boot ohne Kiel, das in Surinam und Demerara zum Transport des Zuckerrohrs auf den Canälen gebraucht wird) zu uns hinauf transportirt, das uns vorläufig als Steinenkohlendepot dienen musste, während die Ankerketten in den Strom hinuntergelassen wurden. Aber alle diese Massregeln genügten nicht, unsern Dampfer von der gefährlichen Sandbank abzuheben. Desshalb kam die ernsthafte Frage an uns heran, was geschehen müsste, im Falle wir gezwungen würden, nach Paramaribo ohne „Curaçao“ zurückzukehren. Die französischen Beamten auf St. Laurent hatten uns schon den Gebrauch ihres kleinen Flussdampfers angeboten; aber zur See wäre eine Fahrt auf einem so kleinen Fahrzeug viel zu gewagt, ja sogar tollkühn, und wir hatten schon gehört, dass man vom Marowynefluss auf dem gewöhnlichen Wege nach dem Commewyne nicht mehr gelangen könne, wegen der lange anhaltenden Trockenheit und des ausserordentlich niedern Wasserstandes im Wanecreek. Also würde uns im Nothfalle nichts anderes übrig bleiben, als entweder auf einen der schmutzigen, lotterigen Küstenfahrer zwischen Cayenne und Paramaribo zu warten und einige unglückliche Tage und Nächte auf dessen Verdeck zuzubringen, oder von Albina aus längs Indianerpfaden ein Buschnegerdorf am Cottica aufzusuchen, was eine beschwerliche Reise gewesen wäre.

In der Zwischenzeit hatten in der Nähe wohnende Buschneger gehört, dass König Oseisi in dem Geleit eines mächtigen weissen Mannes (bakrà) erschienen sei, und bald kamen ganze kleine Flotten von Canoes an unsern unbeweglichen

Dampfer heran und überschütteten uns mit ihren Insassen. Das kindische Vergnügen, welches diese noch wilden Naturmenschen an den Tag legten beim Anblick unseres Verdeckes, der Maschine, der Küche etc., und das Erstaunen, mit welchem sie uns betrachteten und uns die Hände und die Gesichter befühlten, machten einen höchst komischen Eindruck und zwangen zu einem Vergleiche mit den in der civilisirten und civilisirenden Hemisphäre lebenden Repräsentanten ihrer Species, von denen man wähnt, dass sie die höchste Stufe der Menschheit erreicht hätten. Man wird mir verzeihen, wenn ich hier dem Gedanken, der sich uns ganz von selbst aus der Betrachtung der frisch, frei und froh in ihren Dörfern an den Flüssen Surinams wohnenden Buschnegerstämme ergab, Ausdruck verleihe in der Strophe:

Wie selig, wie selig ein Wilder zu sein.

Viele dieser Maroni-Buschneger hatten intelligente und selbst schöne, männliche Gesichter; Prognathismus war bei ihnen nur schwach entwickelt; ihr Körperbau war kräftig und symmetrisch. Ein Reisender, der Jahre lang in Mexico, den Antillen, Central- und Südamerika zugebracht hatte, versicherte mir, er sei auf seinen Reisen nirgends einem so kräftigen und, vom anatomischen Standpunkt aus betrachtet, so schönen Menschenschlage begegnet, wie den Buschnegern Surinams. Man sieht viele herkulische Gestalten unter ihnen. Die Musculatur des Oberkörpers ist besonders stark ausgebildet, während die Waden und übrigen Beinmuskeln etwas zurücktreten, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, dass sie nicht viel gehen, dagegen sehr viel rudern, da sie sich mehr auf den Flüssen als in den Urwäldern aufhalten. Einige verlangten ärztliche Hilfe und klagten über Rheumatismus, andere wünschten cariöser Zähne los zu werden. Ich hatte die Schiffsapotheke zur Verfügung und konnte

ihnen Medicamente verabreichen. Die Kunde, dass ein Arzt sich auf dem Dampfschiffe befinde, wurde jedenfalls schnell verbreitet; denn in jedem Dorfe, wo wir später landeten, wurden mir Kranke zur Behandlung zugeführt, und es erwarteten die Patienten stets, tüchtig in die Kur genommen zu werden, wie es denn überhaupt eine allgemeine Unsitte in den Tropen zu sein scheint, viel Gebrauch von innern Heilmitteln zu machen. Bei den meisten bemerkte ich, dass sie messingene Ringe um Hand- und Fussgelenk trugen und „Obias“ um den Hals. Ich that mein Bestes, einige der Amulette mir zuzueignen; indessen gelang es nur, weniger Stücke habhaft zu werden. Dieselben sind meistens aus Lianenfasern geflochtene, geknöpfte Schnüre mit Porcellanperlen zwischen den Knöpfen, sowie einem Stückchen Holz, in welchem geheime Kraft sitzen soll. Die Besitzer dieser Schnüre geben sie nur ungern weg, und hohe Preise werden oft abgeschlagen.

* * *

Am 30. September wurde von Albina Proviant geholt, und wir bereiteten uns vor für die Weiterreise nach den Wasserfällen von Armina. Am 1. October ungefähr 7 Uhr morgens verliessen wir die „Curaçao“ in einem kleinen Flussdampfer, mit einem Rettungsboot im Schlepptau für das Buschnegerdorf „Apatu“, gelegen am französischen Ufer des Marowyne nicht weit von den Wasserfällen von Armina. Wir hatten einen starken Wind im Rücken und erreichten in kurzer Frist die Insel Portal, sowie verschiedene andere pittoreske Inseln, bedeckt mit Palmsorten, andern grossen Waldbäumen und prächtigen Klimmpflanzen, welche beladen waren mit weissen und purpurrothen Blüthen. Je weiter stromaufwärts wir fuhren, um so üppiger wurde die Vegetation.

Hin und wieder erblickte man kleine Buschnegerdörfer halb versteckt hinter dem dichten Laube der Uferpflanzen, da und dort einen vom Flusse hinauf sich windenden Pfad. Unter den grossen Waldbäumen fielen besonders in's Auge mächtige Exemplare von Bignonia Leucoxylon, welche charakteristische Baumriesen leicht an den intensiv gelben Inflorescenzen, welche die Kronen ganz zu beanspruchen scheinen, schon von weitem zu erkennen waren. Der Creol-Name der Pflanze ist Groenhart. Ihr Holz wird wegen seiner enormen Härte und Zähigkeit als Baumaterial sehr gesucht, seine Splitter sind fast glashart und verursachen oft gefährliche Wunden, die Buschneger verfertigen Pfeilspitzen aus demselben. Diese Bignoniasorte sieht man nur selten in den Niederungen, sie gehört zu den Repräsentanten des Hochwaldes oder „hohen Busches", wie man in Surinam den wirklichen Urwald nennt, im Vergleich zur niedrigen Vegetation des Küstenlandes.

Gegen 9 Uhr wurde die Temperatur fast unerträglich, und wir waren desshalb gezwungen, ein Segeltuch über unsere Häupter spannen zu lassen. Ich tauchte meinen grauen Filzhut, welche Kopfbedeckung ich jedem angehenden Tropenreisenden sehr anempfehlen möchte, fortwährend in den klaren Strom und hielt auf diese Weise meinen Kopf ordentlich kühl, während der dunkle Procureur-General von Cayenne in grosser Angst schwebte, vom Sonnenstiche getroffen zu werden. Auch unsere Buschnegerhäuptlinge, Oseisi und Brokohammaka, betrachteten die Sonne als ein sehr gefährliches Object; denn sie griffen bald zu ihren enormen Regenschirmen und machten während des ganzen Tages beständig Gebrauch von ihnen. Madame van Doorn schien am allerwenigsten von der Hitze zu leiden und machte uns fortwährend aufmerksam auf Objecte von Interesse für den Naturforscher und Reisenden. Was uns am meisten befremdete,

war die lautlose Stille, die in dieser üppigen, prachtvoll tropischen Wildniss herrschte. Stundenlang wurde kein Laut vernommen, keine Spur eines lebenden Wesens gesehen. Ich hatte vergessen, mein Jagdgewehr mitzunehmen; indessen war desshalb kein Grund zur Klage vorhanden, da wir während der ganzen Flussreise nur wenigen Exemplaren von Geiern (Cathartes aura) an einer Stelle des Waldrandes begegneten, im Uebrigen aber kein Wild antrafen. Von andern lebenden Wesen bemerkten wir an verschiedenen Orten eigenthümliche Fische, und hin und wieder flog ein brillanter blauer Schmetterling über unser Fahrzeug. Ich hatte ein grosses mit Alkohol gefülltes Glasgefäss mitgenommen, um etwaige Reptilien oder Insecten, die gefangen werden möchten, darin aufzubewahren, und es war mir nur vergönnt, trotz emsigen Suchens auf allen Plätzen, wo angehalten wurde, einer eigenthümlichen Species von Loricaria, mit welcher Fischsorte die Buschnegerkinder beim Dorfe Apatu spielten, sowie einer grossen Baumspinne, welche ich von einigen Büschen bei Tollinche nahm, habhaft zu werden.

Ungefähr gegen 10 Uhr, als wir um eine Wendung des Flusses fuhren, kam eine hohe Gebirgskette zum Vorschein, welche Nassaugebergte genannt wird und bekanntlich sehr reich ist an goldführenden Creeks. Von jetzt ab wurden die Ufer stets steiler, die Pfädchen, vom Flusse zu den Ansiedelungen führend, mehr gewunden und sichtbar, und bald zeigten sich Felsmassen über dem Niveau des Stromes. Wir hatten zwar den Lootsen an Bord, der uns so glücklich auf die Sandbank in der Nähe der Insel Portal gelandet, aber wir fassten den Plan, sobald wir Apatu erreicht hätten, Buschneger zu engagiren, damit sie uns über die Wasserfälle geleiten. Eine vom französischen Gouvernement eingerichtete Sägemühle, die sogenannte Forestière, wurde links liegen ge-

lassen, da es uns darum zu thun war, vorwärts zu kommen. Bald fuhr unser Dampfer zwischen schönen kleinen Inseln vorbei, die theils kahl, theils mit dichtestem Pflanzenwuchse bekleidet waren; bald verlieh uns ein schattiger Creek zur angenehmen Ruhe ein kühles Dach vor den blitzenden Sonnenstrahlen; doch ging es stromaufwärts, bis wir Tollinche, ursprünglich eine portugiesische Niederlassung, erreicht hatten. Tollinche, jetzt nur noch eine Gruppe von verlassenen hölzernen Gebäuden, die von Goldsuchern als Nachtquartier benutzt werden, liegt an der Mündung des Siparawinicreeks auf einer kleinen Anhöhe. Der Siparawini, ein tiefer, ziemlich breiter Fluss, stammt vom Innern des französischen Guiana und ist auch sehr bekannt geworden wegen seiner goldhaltenden Nebenflüsse, welche jetzt noch ausgebeutet werden. Die Häuser waren umgeben von einem verwahrlosten, früher jedenfalls hübsch angelegten Garten, in dem dichte Gebüsche von Acacien und Mimosen standen, der Aufenthaltsort jener vorhin schon erwähnten Spinnensorte, welche ich in verschiedenen schönen Exemplaren meiner Sammlung beifügen konnte. In der Nähe der Gebäude war von cayennesischen Goldsuchern ein Camp errichtet worden. Bei ihnen erkundigten wir uns über die Distanz nach Apatu und den Wasserfällen von Armina. Aus ihrem für uns nur mühsam zu verstehenden gebrochenen Französisch war zu entnehmen, dass man ohne Führer nicht über die Wasserfälle gelangen könne und dass wir desshalb solche bei Apatu engagiren sollten.

Ehe wir unsere Reise fortsetzten, trug sich eine wenigstens für den Ethnologen interessante Begebenheit zu, die ich kurz erwähnen möchte. Eine Anzahl Buschneger, die gehört hatten, dass ihr „gran man“ erschienen sei, machten Gebrauch von der Gelegenheit unserer Rast zu Tollinche, um Oseisi eine Anklage vorzutragen gegen einen Häuptling, der

sich eingelassen hatte mit einem auf dem französischen Ufer wohnenden, dem Oseisi feindlich gesinnten Häuptling der Bonnineger. Diese Bonnineger werden von den Aukas mit Verachtung behandelt, da sie in früherer Zeit als Sclaven der letztern, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, gezwungen wurden, das jenseitige Ufer des Maroni aufzusuchen, wo sie sich niederliessen und seither natürlich in feindseligem Verhältnisse zu ihrern frühern Gebietern stehen. Eine grosse Gesellschaft von Aukas nun, unter denen sich auch der Delinquent befand, erschien kurz vor unserer Abreise von Tollinche und bat Oseisi, ihnen Gehör zu verleihen.

Derselbe begab sich mit seinen Begleitern in eines der Häuser, nachdem er sich mit einem purpurrothen langen Mantel bekleidet und das Zeichen seiner Herrschermacht — eine goldene und silberne Kette — um den Hals gelegt hatte. Darauf näherte sich ihm der treulose Häuptling und redete ihn mit aller Ehrerbietung und Unterwürfigkeit an, und indem er sich zu seinen Füssen warf und als Zeichen der sclavischen Unterthänigkeit den beschuhten Fuss seines Königs auf seinen Nacken setzte, bat er in demüthigster Weise um Verzeihung und Einsetzung in seine frühern Rechte. Während der ganzen Zeit blieb Oseisi unverändert und scheinbar unbewegt stehen mit abgewandtem Kopf, und als endlich der Bittende hoffte, die Hand des Gebieters als Zeichen der Verzeihung ergreifen zu können, wandte sich dieser von ihm ab und unterhielt sich im Stillen einige Zeit mit seinen Adjutanten. Darauf kamen mehrere der Familienangehörigen des reuigen Sünders und baten in weinerlichen Tönen um Vergebung, bis sich das Herz des schwarzen Potentaten zu erweichen schien und er dem Treulosen, aber Wiedergewonnenen die Rechte bot. Der Delinquent zog sich nun zurück und suchte die Nähe der Mimosenbäume und der Baumspinnen

auf; denn er schien in sehr gedemüthigter Stimmung zu sein. Die würdevolle und gebieterische Haltung Oseisi's hatte auf seine Unterthanen jedenfalls einen tiefen Eindruck gemacht, und auch wir mussten bekennen, dass der wilde Buschnegerkönig seine Stellung als Herrscher über ein grosses Gebiet und nur mühsam zu behandelnde Unterthanen ganz vortrefflich zu behaupten schien.

Nach Ablauf dieses ernsthaften Intermezzo's wurde gespiesen, aufgepackt, und weiter ging die Reise stromaufwärts. Die Ufer des Flusses waren von jetzt ab hoch und steil und mit grossen Felsstücken besät. Inseln waren zahlreich, und musste man mit Steuern vorsichtig sein, um auf keine Klippen zu stossen. Gegen 6 Uhr Abends, kurz vor Sonnenuntergang, sah man eine lichte Stelle am östlichen Ufer und erkannte bald, dass hier eine grössere Ansiedelung sich befinden müsse; denn der Wald war in weitem Umkreis ausgerodet und an dessen Stelle waren Bananen, Zuckerrohr, Mangoes, Cacao, Baumwollen- und Cashewbäume in grosser Anzahl angepflanzt worden.

Mit einiger Mühe gelangten wir an's Ufer, verhindert durch die vielen Felsen und grossen Geröllmassen, die hier sich angehäuft hatten. Bald erschienen die Einwohner des Dorfes und begehrten in etwas frechem Tone, zu wissen, warum wir hier anhielten. Sobald sie merkten, dass wir mit der Absicht landeten, um Hülfe und Geleit über die Fälle von Armina zu suchen, zogen sie sich schnell in ihre Hütten zurück, und es verging einige Zeit, bis wir den Vertreter des Häuptlings von Apatu, einen hässlichen, alten, grinsenden Neger mit enormem Buckel, überzeugt hatten, dass wir wohl gerne für die uns verliehene Hülfe bezahlen würden. Während Herr van Doorn und Herr McIntosh, welcher der Sprache dieser Buschneger mächtig war, mit dem buckligen

Scheusal unterhandelten, machten die andern eine kleine Inspectionsreise um das Dorf. Ich muss den Buschnegern Surinams, insbesondere denen des Maronigebietes, ein Wort des Lobes aussprechen betreffs der reinlichen Weise, in welcher sie ihre Hütten und bepflanzten Grundstücke halten. Die Idee scheint in Europa allgemein verbreitet zu sein, dass die Neger zu den niedrigst stehenden Menschenracen gehören. Dieses trifft aber nicht in allen Fällen zu und ist, was die Buschneger anbetrifft, geradezu ganz unrichtig. Reisende, denen es vergönnt ist, diese wenig besuchten Theile Südamerikas zu durchwandern, wundern sich stets über die geschmackvolle Weise, in welcher die Hütten der Stämme, die am Maroni und Cottica wohnen, gebaut sind, sowie über die hübschen Holzschnitzereien, welche man in denselben trifft. Die Plätze um und zwischen den Wohnungen werden gewöhnlich auch sehr reinlich gehalten, ganz im Gegensatze zu der Unordnung, die vorherrscht in den Creolenwohnungen der Stadt Paramaribo. Aber dieser Hang zur Reinlichkeit ist auch eines der wenigen guten Attribute, welche ich dem Buschneger zugestehen möchte. Man kann im Uebrigen nur schwer mit ihm umgehen, da ihm unsere europäischen Begriffe von Ehrlichkeit, Wahrheit und Fleiss fast gänzlich fehlen. Er ist eben das sorgenlose Kind einer Mutter, die ihm ihre Gaben in überschwänglicher Weise zukommen lässt. Er lebt in einem Lande, in welchem ewiger Sommer herrscht, der Strom birgt Nahrung im Ueberfluss in der Form von schmackhaften Fischsorten, die einmal gepflanzte Banane schickt schnell ihre Schösslinge aus und belohnt hundertfältig durch ihre goldenen Früchte die Arbeit der Hand, welcher sie am Leben erhielt. Der Aukaner ist mehr Fischer als Jäger und holt seinen Fleischbedarf lieber aus dem nahen Strom als aus dem Urwald. Dagegen verschmäht er es nicht,

Cashews, die fleischigen, schön zinnoberrothen oder orangegelben Früchte eines hübschen Baumes (Anacardium occidentale), der in grosser Anzahl in den gartenähnlichen Pflanzungen wächst. Der Fruchtsaft hat einen adstringirenden, nicht unangenehmen Geschmack und wird als innerliches Mittel gebraucht bei chronischen Darmcatarrhen. Die eigentlichen Früchte sitzen oben an enorm verdickten, fleischigen Fruchtstielen, sind Affenköpfchen ähnlich und heissen Cashewnüsse oder Elephantenläuse. Die Fruchtwand enthält ein sehr scharfes, brennendes Oel, dagegen ist der ölreiche Kern von angenehmem Geschmack und wird gegessen. Ich bemerkte etwas im Sande sich bewegen, mit dem die kleinen Kinder spielten, und fand zu meinem Erstaunen, dass es eine Fischsorte war (Loricaria plecostomus), welche unter Steinen im Flusse gefangen wird und deren Fleisch ein beliebtes Nahrungsmittel der Stämme am Maroni bildet. Wárawára ist der Negername dieses merkwürdigen, mit harten Schildern bedeckten Fisches. Zu gewissen Zeiten wird er in grossen Massen gefangen, doch konnte ich mich nicht mehr als eines Exemplares bemächtigen.

Nach langer Unterredung mit dem buckeligen Wildeboer hatte Herr van Doorn es dahin gebracht, dass uns zwei Canoes für die Fahrt über die Wasserfälle von Armina zugesagt wurden, und waren auch drei junge Männer bereit, mit uns zu gehen. Ein vierter aber, den wir haben mussten, war nicht aufzutreiben, bis der schlaue Häuptling gegen eine ziemlich hohe Summe anerbot, selbst die Fahrt mit uns zu unternehmen. Als alles zur Abreise bereit war, theilte sich unsere Gesellschaft in der Art, dass Madame van Doorn und Herr van Reesema mit dem Dampfer nach der „Curaçao“ zurückfuhren, während wir andern per Corjal an's gegenüberliegende Ufer befördert wurden, wo wir vorhatten zu

sollte eine Tapirheerde in die Nähe seiner Wohnung sich verirrt haben, Jagd auf diese Thiere zu machen und das Fleisch mit seinen Bananen oder Cassavakuchen zu geniessen. Er liebt alles Süsse sehr und nimmt gern ein Stück Zuckerrohr zum Kauen mit sich, wenn er eine längere Reise macht. Auch liebt er den Tabak ausserordentlich und trinkt gerne Alkohol in jeder Form.

Auf meinen verschiedenen Reisen in Surinam traf ich selten auf einen Buschneger, der Genever oder Branntwein nicht angenommen hätte; dagegen war ich sehr erstaunt zu bemerken, wie mässig Oseisi im Trinken war und wie wenig er rauchte. Er behauptete, wenn ihm Cigarren und Schnaps gereicht wurden, dass diese europäischen Genussmittel (Sani vo bakrà kondre) das Herz und den Verstand schwächten, und ich bin überzeugt, dass der intelligente Häuptling schon die richtige Beobachtung gemacht hatte, dass seine Unterthanen durch diese Mittel von den Blanken übertölpelt und zu Dienstleistungen gezwungen wurden. Während unseres Aufenthaltes in Apatu besichtigte ich das Innere von verschiedenen Hütten und that mein Bestes, ethnologische Gegenstände zu sammeln. Das letztere gelang aber nicht, und ich fand die Insassen dieses Dorfes sehr unzugänglich, sobald man etwas von ihnen verlangte; dagegen brachten sie mir bald alle ihre an Rheuma und Ophthalmia Leidenden zur Behandlung und ersuchten mich besonders, sie gut zu versehen mit Jodkali, welches sie Potassi nennen, und für welches sie in Paramaribo gerne grosse Summen bezahlen.

Viele der zahlreichen jüngern Bevölkerung, sowohl der Männer als Mädchen, waren kräftig gebaut und hatten schöne Gesichtszüge. Sie brachten uns als Gegengeschenke für einige Flaschen Genever und einige Rollen Tabak eine Menge von

übernachten, um früh am folgenden Morgen unsere Reise über die Wasserfälle anzutreten. Es war schon Nacht, als wir am Buschnegerdorfe Armina anlangten. Unser Reisegefährte Oseisi war hier ganz zu Hause, und alles wurde auch aufgeboten, ihm einen seiner Stellung gebührenden Empfang zu bereiten. Uns wurden Hütten und Schlafquartiere angeboten; indessen zogen Herr van Doorn und ich doch vor, unter einigen dem Ufer nahe gelegenen Bäumen unsere Hängematten aufzuschlagen, obgleich dies sehr abgerathen wurde, da Vampire und andere nächtliche Thiere uns unbequem werden könnten. Trotz aller Befürchtungen hatten wir jedoch weder von Insecten, noch blutsaugenden Wirbelthieren zu leiden. Am folgenden Morgen in aller Frühe nahmen wir ein Bad im crystallhellen Fluss und fanden zu unserem Erstaunen, dass wir beim Eintauchen von einer Schaar von kleinen Fischen angegriffen wurden. Man hatte uns abgerathen, die Untiefen aufzusuchen, da hier eine Art Stachelroche häufig vorkomme, die mittelst des Schwanzes sehr gefährliche Verwundungen verursachen könne, welche oft durch Tetanus lethal verliefen. Nachdem wir gefrühstückt und unsern „gran man“ aus dem Schlafe gerüttelt, bestiegen wir die Corjals und glitten den Wasserfällen zu. Wir wollten beim Hinauffahren in der Nähe des surinamischen Ufers bleiben und später längs der cayennesischen Seite zurückkehren. Schon als wir das Ufer bei Armina verliessen, sahen wir ganz deutlich die quer über den Fluss sich erstreckenden Felsenmassen, zwischen denen das schäumende Wasser sich drängte und auf tausendfachen Wegen nach unten zu gelangen suchte. Diese Steinbarrieren folgten in ziemlicher Zahl kurz aufeinander, und unsere Steuerleute mussten fortwährend aufpassen, um nicht gegen dieses oder jenes Felsstück geschleudert zu werden, was bei den leichten

Fahrzeugen sehr rasch üble Folgen hätte haben können. Unsere von Apatu mitgenommenen Führer erwiesen sich als äusserst geschickt und kundig, und wir mussten die Kraft und Schnelligkeit der Bewegungen dieser Leute bewundern, wenn es sich darum handelte, die Spitze des Corjals von einem Felsen abzulenken, oder, wenn wir zwischen Klippen und Steinblöcken festsassen, ob der Gewandtheit staunen, mit der sie uns wieder flott machten, indem sie unter's Wasser tauchend die Enden des Fahrzeuges in die Höhe hoben und so weiter schieben konnten. Als Steuerruder gebrauchten sie lange, dicke Stöcke von sehr zähem, weissem Holz und als Ruder die länglich scharf zugespitzten, in Surinam allgemein üblichen.

Obgleich diese mühsame Arbeit einige Stunden lang dauerte und der Schweiss ihnen von Gesicht und Nacken herabströmte, ruhten sie nicht, bis wir die langen Barrieren passirt hatten und auf der Höhe der Fälle angelangt waren. Die Scenerie inmitten dieser von wogendem, schäumendem Wasser umgebenen Felsmassen ist eigenthümlich, wenn auch nicht gerade schön zu nennen.

Die Farbe des Gesteines, welches an verschiedenen Stellen in solchen Massen zum Vorschein kommt, dass es wirklich Inseln bildet, ist eine braune und die Vegetation im Ganzen eine sehr spärliche zu nennen. Häufige Ueberströmungen während der Regenzeit sind schuld daran, dass diese Steinmassen relativ kahl bleiben, oder nur mit Lagen von gelbem Flusssand, der in plateauähnlicher Manier sich absetzt, bedeckt werden. Repräsentanten des Thierreiches sind nur schlecht vertreten.

Eigentliche Wasservögel fehlten ganz und gar, was uns um so eigenthümlicher vorkam, als die untern Läufe der Flüsse Surinam's enorm reich an Arten derselben sind. Ich

habe öfters Gelegenheit gehabt, an den Mündungen des Surinam- und Commewyneflusses des Morgens bei Sonnenaufgang Schaaren von Ibissen, Kranichen, Reihern und andern Vogelsorten zu beobachten, die längs des Strandes flogen oder liefen und dem Jäger eine leichte und angenehme Beute wurden.

Einmal die Wasserfälle im Rücken, ging die Reise wieder ruhig vorwärts. Unsere Corjals glitten lautlos über die ebene, spiegelglatte Fläche dahin, und wir hofften, an diesem Tage noch weit kommen zu können. Herr van Doorn und ich wären gerne bis zum Tamatoecreek hinaufgefahren, welcher damals jener Commission, der die trigonometrische Messung des Terrains zwischen Berg en Daal am Surinamflusse und dem Maroni aufgetragen war, als östliche Basis gedient hatte; aber unser Gefährte Oseisi begann sich gegen unsere Reiselust zu sträuben und erklärte, wir sollten mit dem, was wir von seinem Gebiete gesehen, zufrieden sein und nicht weiter hinauf verlangen. Ich that mein Bestes, um unsern Buschnegerkönig, mit dem ich sonst auf sehr gutem Fusse stand und dem ein ausgezeichneter Humor beschieden war, zu überreden, uns bis zum gewünschten Creek hinaufgehen zu lassen; aber er blieb unerschütterlich und erklärte uns, dass er bis zum Meriancreek, aber nicht weiter reisen wolle. — Der Meriancreek, den wir dann auch zu Gesichte bekamen, hat seinen Namen erhalten von einer berühmten Baslerdame, Sybilla von Merian, welche ungefähr anno 1700 im Alter von 54 Jahren ihre Heimat verliess, um in den Urwäldern Surinams die damals noch unbekannte Flora und Fauna zu studiren. Sie verweilte einige Jahre daselbst und beschäftigte sich hauptsächlich mit Malen von interessanten Formen von Insecten, Pflanzen, Blüthen und Früchten. Von ihren zahlreichen Werken ist vor allem ihr grosses Buch über die Insecten

Surinams zu nennen (Metamorphosis insectorum Surinamensium), das in grössern Bibliotheken zu finden ist und ausgezeichnete Kupferstiche aufweist. Von ihren wunderschön ausgeführten Malereien sind noch viele erhalten, und ist mir eine ganze Sammlung solcher auf Pergament im naturhistorischen Museum zu Amsterdam (Natura artis magistra) vor etlichen Jahren gezeigt worden. Ich will hier noch erwähnen, dass die kühne Sammlerin Exemplare des surinamischen Laternenträgers, welches Insect sehr häufig in den Creeks am Maroni vorkommen soll, fangen liess, um sie lebend beobachten zu können. Sie soll des Nachts beim Scheine dieser Insectenlampe gelesen und geschrieben haben und hat in dem erwähnten Werke diese höchst interessante Cicadenart sehr eingehend beschrieben und mehrfach abgebildet.

In der Ferne war der Meriancreek schon sichtbar, und unsere Ruderer thaten ihr Bestes, schnellmöglichst das Ziel zu erreichen, als wir nicht weit vom gegenüber liegenden Ufer zwei Corjals bemerkten, deren Insassen reich geschmückte Buschneger waren, die rasch auf uns zu ruderten. Sie schienen Oseisi eine wichtige Botschaft gebracht zu haben; denn derselbe hörte mit grossem Interesse zu, während sie ihm zuflüsterten. Nach Beendigung des Palavers theilte uns Oseisi mit feierlicher Stimme mit, dass er uns nicht gestatten könne, weiter zu reisen. Als wir jedoch selbst die Ruder zur Hand nahmen und zeigten, dass wir gesonnen seien, sogar gegen seinen Willen die Weiterreise zu unternehmen, musste er sich fügen, blieb aber von der Zeit an etwas zurückhaltend und schüttelte oft missbilligend sein grosses Haupt, wenn etwas von mir proponirt wurde. Herr van Doorn war der Meinung, dass dieses Intermezzo einfach Comödie gewesen und von dem klugen Häuptlinge geplant worden sei, um uns aufzuhalten. Es schien, als ob die Busch-

neger Furcht hätten, wir möchten ihr schönes Land ausspioniren und bei unserer Ankunft in Paramaribo den Gouverneur überreden, dasselbe einem Commissariate einzuverleiben.

Die Mündung des Meriancreeks war nun bald erreicht. Ueber uns spannte sich ein dichtes Laubdach von hunderten und tausenden von schönen Lianen und andern Schlingpflanzen aus, welche die Stämme der Urwaldbäume fast aneinander ketteten und über den kleinen Creek grosse schwebende Brücken bildeten, die allüberall mit violetten und purpurrothen Blüthen geschmückt waren. Die Ufer zu beiden Seiten waren einige Meter hoch und sehr steil, das in der Tiefe rieselnde Wasser ganz klar und angenehm von Geschmack. Grosses Felsgerölle lag zerstreut umher und machte das Vorwärtskommen äusserst mühsam. Endlich musste Halt gemacht werden, und wir waren froh, unsere harten Sitze zu verlassen, um die Schönheiten des Creeks näher besichtigen zu können. Vorerst wurde gespiesen, indem wir mit unsern Buschnegern gemeinsame Tafel hielten und ihrer Warawarasuppe, die ausgezeichnet schmeckte, in jeder Beziehung Gerechtigkeit wiederfahren liessen, während die schwarzen Tischgenossen sich nicht weniger anstrengten, unsere Biscuits und präservirten Fleischspeisen zu vertilgen. Während unseres Aufenthaltes am Meriancreek trachtete ich, zoologische Exemplare zu sammeln, und entdeckte in den grössern Pfützen eine kleine Fischspecies von sandgelber Farbe mit grossem, schwarzem, rundem Fleck an der Schwanzflosse. Wiederholt flogen brillant gefärbte Schmetterlinge von einem Ufer hinüber auf das andere. Die riesigen Bäume, welche diesen idyllischen Fleck beschatteten, waren mit Orchideen beladen und mit Farnkräutern und andern Cryptogamen verschiedenster Art bedeckt; so schön und feenhaft war dieser Ort, dass wir alle gar sehr gewünscht hätten, ein Bild davon zurückbringen zu können.

Indessen war dies leider nicht möglich. Jedenfalls ist durch den Meriancreek der Name der längst verstorbenen Trägerin desselben auf eine würdige und geziemende Weise verewigt worden.

Aber allzulange war es uns nicht vergönnt, im Schatten dieses kühlen Urwaldcreeks zu verweilen; denn wir hatten verabredet, bis zum Abend in Apatu zu sein, um per Dampfer nach der „Curaçao“ zurückkehren zu können. Ich muss gestehen, dass es mir leid that, als die leichten Fahrzeuge die Mündung des Meriancreeks verliessen und von der kundigen Hand der Steuerleute über den Fluss an's östliche Ufer gelenkt wurden.

Die cayennesischen Ufer des Maroni sind viel steiler als die westlichen, und wir bewunderten im Vorbeifahren die zahlreichen kleinen, mit üppiger Vegetation bekleideten Landzungen, zwischen denen sich herrliche kleine Buchten befinden.

Die beiden Procureurs hatten gerade ihre Aufmerksamkeit auf einen Hügel gelenkt, der ihnen als Polizeistation wie auserlesen erschien, und wir wollten mit unsern Corjals an's Land, um das Terrain näher auszukundschaften, als eine Schaar von schwarzen Aasgeiern mit kreischendem Lärm in die Höhe flog und in einiger Entfernung sich auf den Bäumen niederliess. Einer unserer Leute behauptete, einen Gegenstand am Rande des Wassers zu bemerken, der einer Menschenleiche ähnlich sehe. Wir landeten sofort und überzeugten uns, dass der Cadaver von einem Araber stammte, dessen Gesichtszüge aber durch die eingetretene Verwesung gar nicht mehr zu erkennen waren; dann suchten wir einen Weg durch den Urwald zu bahnen, um die Höhe des Hügels zu erreichen. Die dichten, ineinander verflochtenen Baumkronen und die von Stamm zu Stamm sich schlängelnden

Lianen verhinderten aber die Aussicht auf den Fluss und die umliegenden Ufer, so dass wir schleunigst zur Landungsstelle zurückkehrten, wo wir zwischen einigen grossen Felsblöcken die Reste eines Corjals, sowie einige zerbrochene Ruder und Thongefässe fanden, nebst einem zusammengeschnürten Tuche, in welchem sich Couac oder getrocknetes Cassavamehl, das Hauptnahrungsmittel der ärmern Bevölkerung Cayenne's, befand. Mit diesen elenden Mitteln ausgestattet, hatte der wahrscheinlich von einer Deportirtenstation geflüchtete Araber versucht, die Freiheit wieder zu erlangen.

Als ich in's Boot zurückkehrte, machte Oseisi eine abwehrende Bewegung gegen mich und schien sehr missvergnügt zu sein. Er sagte auf Befragen, dass ich unrecht gehandelt hätte, den Todten anzurühren, da ich ihn nachher nicht begraben hätte. Ich hatte nämlich das Tuch, in dem der Cadaver eingehüllt war, zum Theil entfernt, um die Gesichtszüge und die Hände besichtigen zu können, da der Procureur-General von Cayenne gerne wissen wollte, wie lange ungefähr die Leiche dagelegen haben möchte. Die Buschneger, die, was Todtenfeierlichkeiten anbetrifft, sehr ceremoniell vorgehen, konnten mir diese freche Berührung des Leichnams nicht verzeihen und blieben bis zum Ende der Reise sehr kalt und abgeschlossen gegen mich.

Wieder glitten wir in unsern Corjals den Fluss hinunter und gelangten glücklich zwischen den Felsenmassen und über die schäumenden Wogen hinab nach Armina, wo wir an's Land stiegen, um noch Verschiedenes mitzunehmen, das wir am Morgen zurückgelassen. Hier konnten wir noch für Geld und gute Worte verschiedene Gegenstände eintauschen, die in Paramaribo als Raritäten gelten, unter anderm sehr hübsch aus Holz geschnitzte Bänkchen und eigenthümliche, complicirt zusammengesetzte Thürschlösser, aus

Palmholz verfertigte Stricknadeln, aus seltenen Früchten und Samen hergestellte Hals- und Armbänder etc. Im Dorfe war ein reges Leben; denn man wollte vor unserer Abreise Oseisi noch ein Gastmahl bereiten; aber wir drängten zum Aufbruche, und wohl oder übel wurden die beiden Häuptlinge mitgeschleppt und nach Apatu hinübertransportirt. Obgleich man uns die Weiterreise abrieth, indem Gewitterwolken sich am Horizonte zeigten, liessen wir doch unser Gepäck und die Kochutensilien in's zurückgelassene Rettungsboot hinüberschaffen und trachteten, stromabwärts zu rudern. Der Wind war uns aber so entgegen, dass an ein Vorwärtskommen nicht zu denken war, und wir glaubten schon, dem Rathe der Bewohner Apatus Folge leisten zu müssen, als der kleine Flussdampfer in der Ferne sichtbar wurde. Bald ging's lustig den Fluss herunter, und wir erreichten ungefähr Nachts um 12 Uhr die „Curaçao". Kaum noch eine Stunde vom grossen Dampfer entfernt, trug sich ein kleiner Unfall zu. Unser von St. Laurent mitgenommener Lootse war am Steuerruder und fuhr, um in der Dunkelheit die Richtung nicht zu verlieren, dicht am Rande des mit Rhizophora, Conocarpus und Drepanocarpus-Arten besäumten Ufers entlang. Als wir nun in ziemlich scharfem Bogen um eine Landzunge fuhren, wurden der Steuermann unseres Fahrzeuges und ich plötzlich von dem überhängenden, stacheligen Strauchwerk erfasst und beinahe über Bord gerissen. In unserer Angst warfen wir uns mit aller Gewalt vorwärts auf den Boden des Bootes, auf welchem ein junger Buschneger sass, der ganz ruhig mit Tabakkauen beschäftigt war. Mein Nebenmann Oseisi, der schon gefühlt hatte, dass sein Reisehut ihm vom Kopfe gerissen worden, folgte rasch unserm Beispiel und fiel zusammen mit uns auf den arglosen Kau, der sogleich zu brüllen anfing und uns von sich abzuwälzen

suchte. Als wir wieder aufgestanden waren und constatiren konnten, dass Niemand arg verletzt sei, brachen wir unwillkürlich in ein schallendes Gelächter aus, das lange anhielt und noch die letzten Momente der Reise versüsste; der arme Kau aber klagte arg über Schmerzen am ganzen Leib und blieb einige Tage nachher in seiner Hängematte liegen.

Am Morgen des 3. October sahen wir dann zu unserer grossen Freude, dass die Fluth während der Nacht die „Curaçao“ aus der Sandbank gehoben hatte und dass wir unsere Heimreise mit ihr wieder antreten konnten. Ehe wir den Maroni verliessen, machten wir noch mit Dr. Parnet eine Tour quer durch die Insel Portal und besichtigten das Sträflings-Etablissement St. Jean, welches zwischen Hügeln angelegt und hübsch situirt ist, aber sehr ungesund sein soll.

Am 5. October wurden die Anker gelichtet, und wir fuhren langsam den Maroni wieder hinab, bei Albina und St. Laurent vorbei, bis die Mündung bei Galibi erreicht war. Hier wurde noch einmal gehalten; der Leuchtthurm, der eine Höhe von siebenzig Fuss hat, wurde von einigen der Gesellschaft, unter denen sich auch Madame van Doorn befand, bestiegen, und dann riefen wir dem schönen, aber trügerischen Strom ein Valet zu. Gegen Abend des folgenden Tages befanden wir uns schon wieder im Surinamfluss, und ich war froh, bei unserer Ankunft auf der Rhede in Paramaribo meinen Reisegenossen zum Abschiede zurufen zu können:

Ende gut, alles gut!